



Laibacher Wochenblatt.

Zum Nutzen und Vergnügen.

Als Zugabe zur Edel von Kleinmayerschen Laibacher Zeitung.

Völkerbeschreibung der österreichischen Monarchie.

Fortsetzung.

Über das Brantweintrinken des Landmanns in Galizien.

Bisher wurde lediglich von den so genannten gestitteten Ständen gesprochen. Die zahlreiche Anzahl der gemeinen Landleute aber ward noch kaum berührt, und doch verdient sie gerade in Beziehung auf ihre Trinklust unsere volle Aufmerksamkeit! Der rußniakische Bauer trinkt nicht etwa tropfenweise den Brantwein, sondern er stürzt volle Güsse auf ein Mahl in sich.

Wenn ein nur etwas vermöglicher, rußniakischer Bauer stirbt, so muß der Erbe alle jene, welche die Leiche des Verstorbenen begleiten, mit Brantwein in der Schenke bedienen. Bey diesen Gelegenheiten wird oft ein ganzes Faß Brantwein ausgeschenkt. Als ich im ersten Jahre meines Aufenthaltes in Galizien zufällig in ein nahe gelegenes Dorf kam; so bezugte ich dem Gutsherrn, welchen ich bey dem Absteigen sogleich sprach, meine Verwunderung über das Wackeln sämtlicher Leute, die mir noch auf der Straße begegneten. Selbiger aber versicherte mich, dieser Austritt sey hier zu Lande nichts seltenes; denn so oft eine bedeutendere Person im Dorfe sterbe, sey alles, Jung

und Alt, ohne Unterschied des Geschlechtes, mehr oder weniger betrunken. Ein gleiches sey in rußischen Freyertagen der Fall. Auch in England hörte man ehemals vom Leichenbiere und Festbiere nicht umsonst reden. Allein ob es bey den englischen so genannten *Scotales* und *gives* so voll und toll zugieng, dürfte vielleicht Mancher nicht mit Unrecht bezweifeln.

Ich bin zwar weit entfernt, dem galizischen Landvolke das Glück zu mißgönnen, sich durch einige volle Gläser in die Vergessenheit sämtlicher Schmerzen und Kränkungen zu setzen. Ja ich bin so gar überzeugt, daß es bey seinem schwereren Erdenleben einer süßen Selbsttäuschung bedürfe. Ich gehöre daher wohl gewiß nicht unter diejenigen, welche über den Rußniaken das Verdammungsurtheil aussprechen, weil er in einem Judenhanse für sich und die Seinigen einen gemeinschaftlichen Zufluchtsort suchet. Allein ungeachtet alles dessen kann ich doch nicht umhin, überaus zu bedauern, daß gerade der Fruchtbrantwein gewählt wurde, um sich und andern Vergnügen zu machen, und daß gerade dieses Getränk der Götze aller Wünsche geworden ist. Die Folgen des vielen Trinkens des Kornbrantweines sind einmahl zu bedeutend in jeder Hinsicht.

Schon der selbige Stoll schreibt, daß keine Wassersucht gefährlicherer Art sey, als jene, die durch unmaßiges Brantweintrinken erzeugt wird. Man bemerkt bey Menschen, welche sich zum gewöhnlichen Trunke Brantwein wählen,

und nach dem Tode zergliedert werden, meistens halb verkorpelte Verhärtungen der Eingeweide und eine widernatürliche Verengung des Magens. Woher können wohl die vielen Volkskrankheiten in Galizien, die beynahе unheilbar scheinen, kommen, als dadurch, weil mitten im Sommer Branntwein hier zu Lande getrunken wird; weil junge Leute ungeachtet ihrer großen körperlichen Reizbarkeit mit alten Männern in die Wette Branntwein trinken; weil Mütter während der Schwangerschaft Branntwein schlürfen, und selbst den Säuglingen in den Mund gießen! Allerdings wird durch diesen Trank manch Mahl eine augenblickliche Betäubung, eine scheinbare Schmerzenslinderung, ein erzwungener Schlaf bewirkt; allein das Mittel ist zu halsbrechend; es rafft Menschen in der Blüthe ihrer Jahre weg.

Die zweyte Folge des unmäßigen Branntweintrinkens bey ganzen Volkszweigen nicht minder, als bey einzelnen Menschen, ist ein hoher Grad, bewirkter Stumpfheit sämmtlicher Gemüthskräfte. Der Branntweintrinker ist lange nicht so lustig, als der Weintrinker, ja nicht einmahl so jovial, wie der Biertrinker. Er ist ungleich weniger zur Mittheilung seiner Gedanken geschickt, denn die Gährung ist im ganzen Leibe zu groß. Sein Wille wird zum Galgen des Schenken. Der Branntweinrausch hat daher vor dem ungetrübten Auge des Menschenforschers ungleich mehr Schändliches an sich, als selbst der Wein- und Bierrausch.

Man sagt zwar, der Branntweintrinker seye gewöhnlich ein schlechter Esser, und erspare an Speise, was er am Trunke verschwendet; aber man lasse sich doch durch dieses oberflächliche Urtheil nicht täuschen. Gerade der Branntweinsäufer ist der größte Vielfraß. Er kann in einer Stunde mehr Korn verzehren, aus welchem die in Galizien so genannte Wutka gebrannt wird, als er für eine halbe Woche zum Brode und für Mehlspeisen nöthig gehabt hätte. Wir haben eine, der natürlichen Fruchtbarkeit Galiziens ganz unangemessene, Mehlsheuerung. Man giebt dem Kornwucher der Juden die Schuld. Ich bin nicht Willens, ihren Verkauf des Getreides zu läugnen, indem nich fast jeder galizische Grundbesitzer, der dem Juden die Frucht noch im Stroh verkauft, Lügen strafen könnte. Aber man thut den Juden zu viel, und verfährt folglich unbillig, wenn man auf sie die ganze,

oder auch nur den größten Theil der Schuld wirft. Diese liegt, wenn man die Sache parteylos betrachtet, unstreitig in der christlichen Volksmasse. Wir Christen in Galizien selbst sind Schuld, weil wir wegen augenblicklichem Vortheile die Verschwendung des Kornes zu Fruchtbranntweine begünstigen; weil wir durch die liberal angelegten Branntweinfrennerereyen den Vorrath zum Brotforne außerordentlich schmälern; weil endlich unsere eigenen Müller lieber für christliche Branntweinbrenner, die gleich baar zahlen, als für christliche Bäcker, welche wegen des einreizenden Luxus meistens auf Rechnung das Korn schrotten lassen, arbeiten. Ich nehme nur an, daß der galizische Bauer in einer Woche um 30 Kreuzer Branntwein trinke, wie wohl bey manchem kaum 60 Kreuzer zur Befriedigung dieses Bedürfnisses wegen der eintretenden vielen Geburts-Nahmens-Leichen-Sonn- und Feiertage flecken. Um dieses Geld könnte am flachen Lande noch ein zweyter Mensch die Woche hindurch leben, wenn das Branntweinsaufen nicht wäre, und das vorrätliche Korn nicht zum Trunke, sondern zur Nahrung bestimmt würde. Oder, was eins ist, es könnte die Bevölkerung im Lande noch einmahl so groß seyn, wenn diese Saufwuth des Branntweins nicht das Korn hinweg raffte! Das nun aber durch die verringerte Bevölkerung selbst der Staat um einen Theil des erreichbaren Wohlstandes gebracht werde, und mittelbar leide, wird sich doch bey einiger Überlegung unmöglich verkennen lassen.

Paradoxen

über den französischen National-Charakter.

Diese aus Paris einem beliebten deutschen Journale eingesandten Bemerkungen giebt man nur für das was sie sind, für flüchtige Ansichten eines nicht ungenialischen Kopfes. Dergleichen pflegen selten Wahrheiten zu seyn, aber sie deuten an, wo man bey schärferer Prüfung Wahrheiten finden wird; sie sind Ahnungen derselben. Man würde sich irren, wenn man diese superficialen Behauptungen eines Einzelnen als ein herabsenkendes beleidigendes Urtheil über die ganze französische Nation ansähe, denn wenn auch alle einzelnen Beobachtungen richtig wären, so folgt daraus noch kein Resultat das den allgemeinen Nationalcharacter herab würdigte. Schwächen und

Bizare Eigenschaften aufzusuchen, contrastirende Sitten und Gewohnheiten, ein wenig ins Lächerliche zu ziehen, war immer ein wechselseitiges Recht, das sich ein Volk gegen das andere erlaubte. Die Franzosen pflegen in diesem Falle keiner Nation etwas zu schenken, weil sie nur ihre Sitten als den einzigen Maßstab des Schicklichen ansehen. Besonders sind sie gegen ihre lieben Nachbarn, die Deutschen, oft auf eine recht naive Art freimüthig. Indem sie ihnen eine Luende; ein ehrliches Gemüth zu ertheilen, sagen sie ihnen die desibsten Gottissen, besonders in literarischer Hinsicht. Noch kürzlich behauptete ein angesehenes französisches Journal: Die Deutschen müssen den Werth eines Buches nach seiner Dicke, und den Werth ihrer Schriftsteller nach der Zahl der Bände, die sie geschrieben, welches nicht viel weniger sagen will, als: Die ehrlichen Deutschen sind Dummköpfe!

Die Franzosen sind eine weibliche Nation, nicht weibisch, welches ganz etwas anders ist. Aber ihre Tapferkeit? wird man sagen. — Die französischen Heere müssen als Amazonen-Geschwader betrachtet werden.

Wenn man dieser Idee weiter nachgeht, so kann man alle Eigenheiten dieses Volks daraus herleiten. — Dieß ist etwa keine hämische Satyre; denn eine solche Weiblichkeit eines Volks setzt auch sehr gute Eigenschaften voraus, die ohne sie nicht da wären.

In einem Volke von Mann-Weibern müssen die Weiber die Stelle der Männer usurpiren. Sie werden selbst viel Männliches an sich haben. Beydes ist bey den Franzosinnen der Fall. In französischen Familien verrichtet die Frau die Geschäfte des Mannes; die Männer, diejenigen der Frau. Bey den untern Klassen kochen die Männer, machen die Betten, lehren die Stube aus, waschen die Fenster, während die Frauen auf dem Felde arbeiten, oder in den Läden verkaufen. Bey den mittleren jagen die Frauen ihre Männer aus den Comptoirs, um selbst die Handelsgeschäfte zu verrichten; bey den obern regieren sie, während die Männer ihre Befehle expediren und daher kam ehemahls das Schwankende ihrer Politik.

In der körperlichen Bildung entdeckt man viel Weibliches bey den Männern, und viel Männliches bey den Weibern. In der Bildung der Hüften und der Schenkel der Franzosen ist alles wie bey dem Frauenzimmer. Niemand kann die Füße so setzen wie ein Franzose, wenn auch zehn tausend Lanzknechte ihre Kunst an ihn verschwendet hätten. Dagegen aber giebt es kein Land, wo ich so viel starkknochige baumstarke Weiber

und so gar Damen gesehen hätte. Ihre Sitten nähert sich dem männlichen Baß. Auch sind häufig gute Sangerinnen feltner. Eine gewisse Heiserkeit ist allgemein. Hiebey ein dreistes Auge, männliche Kühnheit in Bewegungen und Redensarten; denn in einem Lande wo die Männer Weiber sind, müssen die Weiber wohl Männer seyn. —

Man gebe doch Acht auf die Geringschätzung, mit welcher sie zu ihren Männern und von ihren Männern sprechen. Das Lu mit einem geringschätzigen Tone gesprochen, drückt Verachtung gegen jemand aus, den man weit zu übersehen glaubt. Es ist ganz von dem Deutschen vertraulichem Du verschieden.

Die Weiblichkeit des Volks-Characters erzeugt auch sicherlich jene Anständigkeit der Sitten und Decenz des Betragens wodurch sich die französische Nation von je her auszeichnete. — In der Liebe drückt sich der Franzose nicht mit der wilden Energie, dem emphatischen Schwulst eines begeisterten Deutschen, oder Spaniers u. s. w. aus; seine Reden tragen vielmehr das Gepräge weiblicher Decenz, Zurückhaltung und abgeschliffener Eleganz. Er entfernt sich nie von jener nüchternen Genauigkeit des Ausdrucks, welche die französische Poesie zur Geometrie in Reimen umschafft; und diejenige Nation, welche sich die leidenschaftlichste wähnt, weil sie beständig in oberflächlicher, vergänglichlicher Bewegung ist, muß vielleicht als die leidenschaftloseste betrachtet werden.

Die Sprache ist das Resultat der Geistes-Beschaffenheit eines jeden Volks. Wenn ganz Europa ursprünglich eine Sprache geredet hätte, so würde sie dennoch nach einiger Zeit in jedem Lande verschieden geworden seyn. Die französische Sprache trägt ganz das Gepräge der Weiblichkeit der Nation. Sie ist anständig, und bey der größten Unkeuschheit der Bilder immer keusch; ganz dem Genie jenes Geschlechts gemäß, welches bey einer gewissen Wirklichkeit immer den Schein des Gegentheils beybehalten will.

Ich weiß nicht ob ihr politisches Betragen nicht aus diesem weiblichen Character herzuleiten wäre. Jene Leichtigkeit durch Worte die sie nicht verstehen in Bewegung zu gerathen, ist vielleicht ein weiblicher Zug. Von der Revolution sprechen sie wie von einem Individuum. Die Revolution ist hierher gekommen, heißt es. Alles übel soll sie jetzt gethan haben. — Es ist

vielleicht auch weiblich gleich den ersten Anschein ohne Untersuchung für wahr zu halten, und dem gemäß zu handeln, sich immer an den nächsten Anlaß zu halten. Ist Brotmangel: gleich die Mühlen zerstört; ist Kornmangel? gleich die Kornhändler gehängt.

Diejenigen, welche in den äußern Gegenständen die Correspondenz des Volks-Character's zu entdecken wissen, werden das weibliche ingenium der französischen Nation in sehr vielen Gegenständen erkennen. — Selbst ist ihre Kochart ganz weiblich. Viel Gerichte zum Kostern wenig zum Sattessen. Ihre Kochkunst mag freylich wohl sehr wohlschmeckend für manche Gaumen seyn, allein sie trägt das Kennzeichen weiblicher Wilde an sich. Gewürze sind ganz daraus verbannt, obwohl man in Deutschland, aber sehr irrig, das Gegentheil glaubt. — Wenn Deutsche und Nordische Reisende aufrichtig seyn wollen, so werden sie gestehen, daß die französ. Küche ziemlich fade sey. — Die vielen Schüsseln zieren eine Tafel, aber bey näherer Betrachtung findet man keinen Überfluß; ganz dem weiblichen Gange gemäß, der äußern Eleganz wesentlichere Vortheile zu opfern.

In Deutschland, England u. s. w. versammeln sich die Männer ohne Frauenzimmer in Wein und Bierhäusern; die Franzosen eilen jeden Abend sich unter den Augen ihrer Lehr- und Zuchtmeister, das heißt ihrer Frauenzimmer, zu versügen; nicht als wenn sie verliebter wie andere Völker wären, sondern aus Furcht, weil sie ihnen unterthan sind, und aus eben dem Grunde, weshalb Hofleute sich an ihren Fürsten drängen.

Ihre Weiblichkeit macht sie zu geschickten Diplomatisiren, auch sind sie es alle, und sie diplomatisiren bey den geringsten Angelegenheiten des Lebens. Nie wird ein Franzose eine abschlägliche Antwort geben. Ausnahmen finden freylich Statt, und ich kenne eine Anzahl der edelsten und geradesten Character unter ihnen. Die Frage aber wäre: ob sie nicht zu viel diplomatisiren, selbst in der Politik, denn die Künste der Verstellung und List, zerbrechliche Stütze und trügerische Zuflucht der Schwachen, sind durch aus des Starken unwürdig.

Unter den Franzosen sind selbst die Verhältnisse der Personen zu ihren Gewerben nicht in Ordnung. Man findet die sonderbarsten Erschei-

nungen; kolossalische Ladendiener und winzige Schmiede und Bauern. — Riesenhafte Generale und zwergerartige Soldaten. — Alles ist gewisser Maßen im umgekehrten Verhältniß. Unter allen Gewerben ist der Ackerbau am meistens vernachlässigt zc.

* Der Verfasser scheint noch mehrere charakteristische Züge ihres weiblichen Ganges nach Wechsel ihrer Vielseitigkeit zc. nicht berührt zu haben, von welchem schon vor 200 Jahren ihr Landmann Montaigne sagt:

„Ich beklage mich über die sonderbare Einfalt der Franzosen, sich von der Herrschaft der gegenwärtigen Gewohnheiten, so gängeln und blenden zu lassen, daß sie fähig sind von Monat zu Monat ihre Meinung und ihren Beyfall zu ändern. Die gegenwärtige Art sich zu kleiden, läßt auf der Stelle die alte verdämmen, und das mit einer solchen Einseitigkeit der Stimmen, daß man glauben sollte, eine Art von Wahnsinn hätte allen die Abpfie verdreht. Weil unsere Veränderung in diesen Dingen schnell und plöblich ist, daß alle Schneider in der Welt nicht genug Neues erfinden können; so ist es nothwendig, daß die verachteten Normen wieder in Aufnahme gebracht werden“ u. s. w.

Theater in Laibach.

Zu einer Zeit, wo das Publikum aus was immer für Ursachen so gleichgültig für die Schaubühne ist, daß in einer Woche zwey Mal die angekündigte Vorstellung unterblieb, die andern Tage nur für einige wenige gespielt wurde, müßte es eben so uninteressant seyn. Beurtheilungen über dieselbe zu lesen. Anderer Theiles möchte es auch ein wenig unbillig seyn, die Schauspieler bey so wenigem Aufmunterung noch zu bekritleln, da einmahl das ärgerliche Kritisiren ja doch nicht zu vermeiden wäre, weil der Verfasser dieser kurzen Anzeigen gar keine Lust trägt, bloß unbedingtes fades Lob, wie man es zu wünschen scheint, in diesen Blättern auszuspreuen.

Am 27. wurde der erste Act des Spiegels von Arkadien viel besser als man je erwarten konnte, überhaupt aber gewiß so gut gegeben, daß er eine größere Zahl von Zuschauern verdient hätte. Besonders aber wäre den darauf folgenden Tag Herrn Felix Fasel zu seiner Benefizvorstellung eine ergiebigerer seinen Verdiensten und Bemühungen angemessenere Unterstüzung zu wünschen gewesen.